

Passionspunkte 2004

Textsammlung



Vorwort:

Einzigartig in Deutschland: Großer Zulauf bei den Passions-Punkten rund um die Christuskirche

Karsamstagabend um kurz nach sechs. Auf einem alten Wilhelmshavener Friedhof hinter dem Pumpwerk in der Nähe des Handelshafens versammeln sich rund 70 Menschen zu einer Abendandacht. Die meisten sind vorher noch nie hier gewesen. Kein Wunder, wurde der Friedhof doch bereits 1908 zum letzten Mal belegt. Nur noch wenige Grabsteine erinnern an den Ort als letzte Ruhstätte der Toten. Nach Gitarrenmusik und der Begrüßung durch Pastor Frank Morgenstern folgt ein gemeinsam gebeteter Psalm, umrahmt von Liedversen. Dann übergibt Morgenstern an Bürgermeisterin Ursula Aljets, „das historische Gewissen unserer Stadt“. Sie informiert über die Geschichte des Friedhofs. Nach Liedversen und einem Abschnitt aus dem Evangelium folgt eine Kurzpredigt durch Pastor Morgenstern, anschließend „Vater unser“, Segen und Instrumentalmusik. Nach einer halben Stunde geht die Andachtsgemeinde auseinander, nachdenklich und auch ein wenig frierend. Doch das liegt nicht am Thema, eher am Wetter: Denn viel Kraft hatte die Frühlingssonne an diesem Abend noch nicht. Einige Teilnehmerinnen treffen sich am nächsten Tag in einem der Ostergottesdienste, andere sehen sich erst in einem Jahr wieder. Das war der letzte „Passions-Punkt“ in diesem Jahr.

Bereits zum 4. Mal hatte die Gemeinde der Christus- und Garnisonkirche zu „Abendandachten an wunden Punkten der Südstadt“ eingeladen. Täglich um 18 Uhr, von Palmsonntag bis Karsamstag kamen so zwischen 50 und knapp 100 Menschen zusammen. Je weiter die Karwoche fortgeschritten war, um so mehr machten mit. „Die Hälfte sind keine Gottesdienstbesucher“, hat Pastor Morgenstern beobachtet, „die erreichen wir sonst selten“. Die meisten sind der Kirche zwar freundlich gesonnen, „aber eigentlich ist das nicht meine Welt“. Manche kommen seit vier Jahren nur zu den Passions-Punkten. Und das regelmäßig.

„Das letzte Mal war ich vor 20 Jahren beim Abendmahl“, sagt eine Frau. Das war am Gründonnerstag. An diesem Tag findet der Passions-Punkt traditionell in der Christuskirche statt, mit Abendmahl und anschließendem Abendessen in der Kirche. Diesmal stand dort das so genannte „Mahnmal“ im Mittelpunkt, eine kryptaähnliche Gedenkstätte für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft.

Die übrigen Orte sind weltlicher Art, größtenteils vergessene Winkel der Stadt, dies sonst kaum jemand wahrnimmt, jedoch Orte mit historischer Brisanz. Ein alter Luftschutzbunker gehörte in diesem Jahr ebenso dazu wie ein Marinewaschhaus oder das ehemalige Kolonialmuseum im Logenhaus. Dies wie auch die Denkmäler von Prinz Adalbert und des Werftarbeiters sowie die leergeräumte Kunsthalle liegen alle auf dem Gemeindegebiet der Christuskirche.

Die Gründe für die Anziehungskraft der „Passions-Punkte“ sind verschieden. Manche kommen aus Interesse an der Stadtgeschichte, anderen gefällt besonders die Verknüpfung von Theologie, Glaube und Historie. Einige wollen einfach die Passionszeit anders, persönlicher erleben. „Das hat mir geholfen, die Abschiede in diesem Jahr besser zu verstehen“, sagt ein älterer Mann. Ein anderer ist nach eigenem Bekunden „eher durch Zufall hier reingerutscht“. Dann war er an jedem Tag da. Ob Zufall oder Mund zu Mundpropaganda: Die Zahl der Teilnehmer/innen ist in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen. Zwischen 500 und 600 waren es insgesamt in diesem Jahr, so viele wie noch nie. „Diesmal waren auch deutlich mehr in der Osternacht, die diesen Punkt bewusst als Abschluss gewählt haben“, freut sich Morgenstern. Schon während der Woche hatte sich unter den Teilnehmern eine besondere Verbindlichkeit entwickelt: So nimmt ein Unbekannter nach einer Andacht den Pastor zur Seite: „Ich kann morgen nicht kommen, nur dass Sie sich nicht wundern. Aber dann bin ich wieder da.“

„Die ausgewählten wunden Punkte der Stadt haben allesamt etwas mit Leid zu tun“, erläutert Frank Morgenstern gemeinsam mit seinem Kollegen Bernhard Busemann das Konzept. Fachleute oder persönlich Betroffene erklären den Ort, die jeweiligen Musiker interpretieren ihn mit ihrem Instrument. Wiederkehrende Texte bieten ein Gerüst zum Festhalten, während ein Theologe die Verbindung schafft. „Keiner soll mehr als fünf Minuten reden.“

In dieser Form sind die Passions-Punkte rund um die Wilhelmshavener Christuskirche einzigartig in Deutschland. Das gilt inzwischen auch für die Tradition. Keine Frage also, dass die Reihe dieser Abendandachten in der Karwoche auch im nächsten Jahr fortgesetzt wird. Auch wenn es nach Meinung von Frank Morgenstern langsam schwieriger wird, neue, bisher „unbekannte“ Orte zu finden, „aber drei bis vier haben wir schon“.

Rüdiger Schaarschmidt
Leiter der Ev.-Luth.
Familienbildungsstätte

Passionspunkt: „ Im Dunkeln“ am 04. April 2004, Hilfskrankenhaus im Bunker, Virchowstr. 1

Zur Lage: Markus Titsch, Bunkerspezialist



Bereits im Jahre 1937 gab es erste Überlegungen, den zu diesem Zeitpunkt mäßigen Luftschutz in Wilhelmshaven auszubauen.

Wilhelmshaven wurde als sehr gefährdet angesehen, da die Stadt schon damals im Bereich britischer Bomber lag und es noch keine Warnsysteme auf See gab. Ein über die Nordsee anfliegender Verband wäre somit sehr spät erkannt worden. Diese Einschätzung war auch vollkommen richtig, denn von je her war die Stadt wegen der Konzentration der Marine das Hauptziel in den britischen Angriffsüberlegungen.

Es darf daher nicht verwundern, dass der erste Angriff auf das Deutsche Reich bereits am 4. September, also nur einen Tag nach der Kriegserklärung Englands, auf Wilhelmshaven geflogen worden ist. Wegen dieser akuten Bedrohung entschied man sich bereits zu diesem frühen Zeitpunkt zum Bau von Luftschutzbunkern.

Wilhelmshaven war somit bis zur Mitte des Krieges gut gegen den Bombenhagel gewappnet.

Bis Kriegsende, eine Zeit, in der 2/3 der Stadt zerstört worden ist, starben 510 Personen durch Bomben, eine Zahl, die als verhältnismäßig gering einzustufen ist.

Neben Bunkern für die Zivilbevölkerung und die Marine gab es auch spezielle Bunker für Krankenhäuser, so genannte OP-Bunker.

Im Durchschnitt waren diese für 500 Personen ausgelegt.

Bevorzugt sollten Schwerverletzte, Schwangere, Säuglinge und Kleinstkinder in solchen Bunkern aufgenommen werden.

Die Restplätze wurden dann mit der normalen Zivilbevölkerung aufgefüllt.

Im Erdgeschoß waren in der Regel die Maschinen und Wirtschafts-Räume untergebracht (für die Strom- und Wasserversorgung, Belüftung ...).

Im 1. OG schlossen sich dann die OP-Räume, die Vorbereitungszimmer, die Röntgenzimmer und die Sterilisationsräume an.

Nach Möglichkeit sollte ein Fahrstuhl vorhanden sein, um die Patienten, die in Rollbetten lagen, einfach transportieren zu können (in diesem Bunker ist ebenfalls ein Aufzugsschacht vorhanden, allerdings noch ohne funktionierenden Fahrstuhl).

An den Bunker Virchowstraße grenzte damals das Städtische Krankenhaus.

Die Etagen des Krankenhauses und des Bunkers lagen auf gleicher Höhe, so dass man im Alarmfalle die Patienten in ihren Betten ohne Probleme verlegen konnte.

Um einen ausreichenden Bombenschutz zu gewährleisten, muss ein Bunker dicke Wände aus Stahlbeton aufweisen.

Dieser Bunker hat eine 1,40 m dicke Decke und 1,10 m dicke Wände.

Um die Eingangstüren vor dem enormen Luftdruck und vor Bombensplintern zu schützen, sind auch diese verbunkert worden, wobei die Decken- und Wandstärken in der Regel denen des eigentlichen Bunkers entsprechen.

Die Abmessungen betragen etwa 40 m * 16 m, die Höhe liegt bei 12,50m.

Insgesamt gibt es 4 Etagen.

Kurzpredigt: Bernhard Busemann

„Einen Tupfer bitte“. Wenn diese Sätze hier im Raum gesprochen werden. Wenn an diesem Ort, um das Leben und den Herzschlag eines Schwerstverletzten gekämpft wird, wenn hier der Splitterbruch eines Kindes vorsichtig in Gips gelegt wird, wenn dieser Ort seine tiefgründige Menschlichkeit entfaltet - dann hat draußen unter Gottes freiem Himmel die Menschlichkeit gerade im schlimmsten Ausmaß verloren.

Die Kondensstreifen der nuklearen Raketen, die irgendwo in der Nähe in ungeheurem Ausmaß detoniert sind, sind vom Winde verweht. Die schweren Bomber, die ihre tonnenschweren Last und die Lenkraketen abgefeuert haben, sind schon fast wieder dort, wo sie gestartet sind.

Draußen, stellt sich die Frage, ob noch jemand lebt. In dem was übrig ist von unseren Häusern und



Wohnungen, von unseren Straßen, unserer Stadt, stellt sich die Frage, ob hier jemals wieder menschliches Leben, Menschlichkeit möglich sein wird.

Es ist bizarr! Mitten hinein in die unmenschlichsten Szenarien des Krieges und der Vernichtungskatastrophe, ist es ganz offensichtlich ein Bedürfnis, dieses Nest der Nächstenliebe zu haben. Abgeschirmt von dicken Mauern und voll gestopft mit Technik. Es soll helfen, zu überleben. Das war damals so, mitten im Krieg und es scheint auch heute so.

Sonst wäre dieser Ort schon längst Geschichte und nicht, wenn auch nur sehr unvollständig, betriebsbereit. In diese bizarre Situation hinein, in diesen Räumen hinterlässt die Geschichte von der Salbung in Betanien Fragen an uns, die nicht ohne weiteres verhallen:

Vergeudung? Verschwendung? Wo und wie im Leben sollen wir unsere Menschlichkeit zeigen? Wie kann sichtbar werden, das wir nicht nur zerstörerische Wesen sind, sondern, dass Gott uns auch die Fähigkeit gegeben hat, einander als Menschen zu begegnen? Wir können miteinander lachen und weinen, über alle Grenzen hinweg. Wir können die Wunden des Lebens teilen. Ganz unmittelbar, ganz hautnah. Das zeigt die Frau in Betanien.

Als sie Jesus das kostbare Öl auf die Stirn tupft, baut sie ein geschütztes Nest der Nächstenliebe. Allerdings braucht sie dafür keine dicken Mauern.

Amen

Passionspunkt: „Im Fremden“ am 05. April 2004, Ehem. Kolonialmuseum im Logenhaus, Rheinstr. 65

**Zur Lage:
Dr. Katrin Walter
Leiterin des Küstenmuseum
(Petra Gottschalk)**

Wir befinden uns hier im 1889/90 für die Johannis-Freimaurer-Loge „Wilhelm zum silbernen Anker“ erbauten Logenhaus. Die Freimaurer waren seit der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten im Deutschen Reich zunehmenden Übergriffen ausgesetzt. 1935 wurden die letzten noch



bestehenden Logen zur Selbstaflösung gezwungen und ihre Besitztümer beschlagnahmt. Bereits im Vorfeld hatten viele Logen unter psychischem und zum Teil auch physischem Druck ihre Immobilien verkauft. Vielfach gaben sie in Ermangelung zahlungsfähiger Interessenten diese weit unter Wert an Behörden und Parteidienststellen ab. Auch in Wilhelmshaven hatte 1934 die Stadt das Gebäude von der aufgelösten Freimaurerloge übernommen (eine Kaufurkunde ist allerdings nirgends belegt) und städtischen Einrichtungen zur Verfügung gestellt.

Erst durch die Bereitstellung geeigneter Ausstellungsräume konnten die seit langem gehegten Pläne in Wilhelmshaven ein Marine- und Kolonialmuseum einzurichten, realisiert werden. Das Museum wurde am 12. Mai 1935 eröffnet. Initiator dieser Idee und deren spätere Umsetzung war der an der heutigen Christus- und



Garnisonskirche tätige Marinepfarrer Friedrich Ronneberger (1886 – 1968). Von städtischer Seite wurde er unterstützt durch Carl-Heinrich Renken, der als Mitglied der nationalsozialistischen Fraktion erst im Zuge der Gleichschaltung der Kommunalverwaltung am 22.6.1933 zum Oberbürgermeister gewählt worden war.

Zu dieser Idee ein Marine- und Kolonialmuseum in Wilhelmshaven einzurichten, war Ronneberger durch Kolonialausstellungen angeregt worden, die mit schwankendem Erfolg zwischen 1896 und 1940 rund 50 Mal im ganzen Deutschen Reich stattfanden. Hierbei sollte die Bedeutung der Kolonien für das wirtschaftliche, militärische und gesellschaftliche Leben im Deutschen Reich propagiert werden.

Dahinter stand die Vorstellung eine starke Flotte sei die Voraussetzung für Kolonialbesitz, und ohne eigene Kolonien, gäbe es keine billigen Kolonialwaren und kein industrielles Wachstum im Mutterland. Um diesen Gedanken zu unterstreichen standen Kriegsschiff - Modelle ganz bewusst unmittelbar neben Ethnographika der kolonisierten Völker. Diese Kombination übernahm Ronneberger für sein Museum. Ein Raum im Erdgeschoß sowie ein hier anschließender Raum waren der Marine gewidmet. Der Raum, in dem wir uns hier befinden, der so genannte Tempel, und das Treppenhaus waren den Kolonien vorbehalten. Ronneberger hatte gehofft, diesen Kolonialraum allein mit Leihgaben aus Wilhelmshavener Haushalten bestücken zu können.

Er hatte selbst bei seinen Reisen beobachtet wie die Marineangehörigen sich „Souvenirs von fremden Küsten“ mitbrachten und versuchte nun durch Zeitungsaufrufe die Wilhelmshavener dazu zu bewegen, diese Stücke als Leihgaben ins Museum zu geben. Parallel dazu schrieb er an die großen ethnologischen Museen in Deutschland und bat um Exponate für seine Ausstellung. Diesem Anliegen kamen das Überseemuseum in Bremen und die Völkerkundemuseen in Hamburg und Berlin nach und gaben viele Objekte als Leihgaben, einige sogar als Geschenke. Erst nach der Eröffnung des Museums waren dann nach und nach auch Wilhelmshavener bereit, Objekte aus ihrem Besitz ins Museum zu geben. Die meisten Objekte, die aber in diesen historischen Aufnahmen des Kolonialmuseums zu sehen sind, stammen aus anderen Museen, insbesondere aus Bremen.

Einen gewissen Schwerpunkt in der Präsentation legte Ronneberger auf die Südsee. Diese von ihm selbst 1928 an Bord der „Emden“ bereiste Region hatte ihn besonders fasziniert und er hatte auch selbst einige Gegenstände vor Ort gekauft, die er nun im Museum ausstellte. Einen gewissen Blickfang im Museum bildete die Inszenierung einer Neumecklenburg Hütte vor einer gemalten Naturkulisse. Die davor stehende Figur wie überhaupt die ganze Idee für diese Inszenierung stammten aus dem Bremer Kolonialmuseum. Fotografien des Kolonialraumes zeigen eine geradezu überwältigende Objektfülle von eng nebeneinander stehenden bzw. an den Wänden hängenden Ethnographika. Darunter lassen sich einige Exponate identifizieren, die sich noch heute im Küstenmuseums am Bontekai befinden: wie eine Giebelmaske, eine Schlitztrommel, Südsee- Schilde, ein Malanggan, ein Schlafgestell, ein Ölbehälter mit Traggestell, ein Kanu und das Modell eines Rennbootes mit 13 Ruderern. Alle diese Objekte werden ab spätestens Juli dieses Jahres in der Ausstellung „Souvenirs von fremden Küsten“ im Küstenmuseum am Bontekai zu sehen sein. Zum Teil sind die Objekte dann nach Schließung des Kolonialmuseums Ende des Jahres 1940 zum ersten mal wieder ausgestellt.



Kurzpredigt: Frank Morgenstern

Im Fremden

Eine eindringliche Geschichte. Sowohl die von diesem Haus als auch die, die wir gerade aus der Passionsgeschichte gehört haben. Beide gehören heute hier zusammen, weil sie etwas erzählen vom Versagen, vom Scheitern, von der Diskrepanz zwischen Wort und Tat. Damals wie auch heute immer wieder.

Bleiben wir bei der Passionsgeschichte. Jesus ist unterwegs. Einer seiner letzten Wege/ kurz vor der Verhaftung. Er ist unterwegs mit seinem Inner Circle, den Leuten, die ihm am nächsten stehen. Drei an der Zahl. Petrus, sie erinnern sich: Ich gehe wo Du auch hingehst! Und Johannes und Jakobus, von denen kurz vorher berichtet worden ist, dass sie ihren Chef beknet hatten, er möge ihnen zusichern, dass sie immer (immer auch nach dem Tod) rechts und links von ihm sitzen dürften.

Und jetzt das: Er bittet sie, auf ihn aufzupassen, wach zu bleiben und zu beten. Bleibet hier und wachet mit mir!!

Sie schaffen es nicht – sie versagen – sie schlafen ein – sie sind platt. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Unsere Redewendung kommt aus dieser Szene: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Es muss nicht so eine lebensbedrohliche Lage sein, in der es uns mit diesem Stossseufzer so wie Jesus mit seinen Jüngern ergeht. Nicht jeder, der heftig gegen etwas wettet und auch im Geist davon überzeugt ist, der oder die handelt auch so. Oft sind ja die, die am lautesten schreien, diejenigen die es dann doch heimlich tun. Rauchen, Essen, Trinken sind da eher die gängigen und wohl harmloseren Beispiele. Solche Passionspunkte in unserem Leben kennen wir zur Genüge / kennen wir immer wieder.

Auch in der Existenz der Kirchen gibt es immer wieder Passionspunkte. Genauso wie es glückliche und gelungene Punkte gibt. Für unsere Kirche ist die Errichtung dieses Kolonialmuseums wohl doch eher ein Passionspunkt. Passt er doch in seiner Entstehung zur Haltung vieler Kirchenleute in der Kolonialzeit. Kolonie zur Verbesserung der deutschen Lebenswelt.



Ronneberger war da überhaupt keine Ausnahme, er hat – wie wir es eben gehört haben – mit dem Kolonialmuseum eher noch einmal alte Zeiten hervorgeholt. Zeiten, die mit Ende des ersten Weltkriegs ja eigentlich vorbei waren. Kolonialzeiten, die geprägt sind durch ein Ausnutzen der dort beheimateten Völker. Wer sich die Geschichte der Hereros – von denen eine Tafel in der Kirche erzählt - im heutigen Namibia ansieht, weiß wofür Kolonialismus stand: für Plündern, für über den Tisch ziehen, für Versklaven und für Töten.

Die Initiatoren des Museums versagten, sie wollten sich das Fremde aneignen und sahen im Fremden nicht den Nächsten. Sie scheitern vor der Geschichte und vor allem vor Gott, weil sie die Menschen nicht als Menschen gesehen haben. Kolonialsouvenirs und Kolonialwaren als einziger Sinn eines fernen Landes war ein radikales Versagen auch im Blick auf Jesu Aussage: Bleibet hier und wachet mit mir.

Die Geschichte hat uns nicht bewahrt vor weiteren Passionspunkten dieser Art. 2003 ist ein Jahr mit weiteren Entwicklungen gewesen. Das Fremde bleibt uns weiterhin zu oft fremd. Fremd, weil wir die Augen nicht richtig aufmachen. Weil wir nur Teile sehen, nur Bruchteile wirklich verstehen / verstehen wollen.

Bewahren kann uns nur der Versuch, zu bleiben im Wort und im Willen Gottes und gemeinsam innezuhalten: Bleibet hier und wachet mit mir.

Passionspunkt: „ Im Gegenüber“ am 06. April 2004, Zwischen den Denkmälern Adalbert & Werftarbeiter, Marktstr. 2

Zur Lage: Dr. Jens Graul; Stadtrat

An diesem Ort, im Gegenüber der beiden Bronzeplastiken „spiegelt sich ein Stück Stadtgeschichte“, so schrieb die Zeitung nach der Aufstellung der Plastik

„Werftarbeiter“ 1982, hier an der Ecke Adalbertstraße/Marktstraße, im Herzen des preußischen Wilhelmshaven.

Die Adalbertstraße verkörpert den obrigkeitlich geprägten, aber zugleich auch künstlerisch anspruchsvollen Stadttypus des



19. Jahrhunderts. Gezeichnet von dem Schinkel-Schüler Gotthilf Hagen, der den Bebauungsplan für Hafen und Siedlung an der Jade entwarf, verband sie als repräsentative Achse, in ihrem Profil den „Linden“ in Berlin vergleichbar, die weltliche Macht, das „weiße Schloss“, das Marinestationsgebäude, im Norden mit der geistlichen Macht, der Elisabethkirche, der heutigen Christus- und Garnisonkirche im Süden.

An dieser Allee standen einst Dienstgebäude, Wohnhäuser für Offiziere und Beamte der Garnison, die frühere Christuskirche an der Ecke Peterstraße, und hier an der Ecke Marktstraße, wie sollte es anders sein, die Dienstvilla des Oberwerftdirektors, bis 1945 immer ein Seeoffizier, Chef des größten Arbeitgebers an der Jade. Viele Gebäude gingen im Zweiten Weltkrieg verloren, nur wenige wurden erhalten und einfühlsam restauriert, gleich wohl ist die Qualität des Straßenraums immer noch spürbar.



Rechtwinklig zur Adalbertstraße erstreckt sich der Friedrich-Wilhelm-Platz, einst als „Marktplatz“ in der Mitte der neuen Ansiedlung geplant, später zur Grünanlage umgestaltet, von den Eisenbahngleisen zur Werft durchzogen.

Die Marktstraße führt vom Werfttor I am ursprünglichen Marktplatz entlang nach Westen, heute in das kommerzielle Zentrum, den „Marktplatz“ unserer Stadt. Einst strebten auf dieser Straße die Werftarbeiter in ihre „Kolonien“, die Wohnsiedlungen: Elsass, Metz, Belfort, Sedan, allesamt von ihren Bewohnern - dem Zeitgeist entsprechend - benannt nach Orten des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Jenseits der Grenze zum Oldenburgischen hieß die Marktstraße folgerichtig „Wilhelmshavener Straße“.

Seit 1882 steht hier das älteste Denkmal Wilhelmshavens. Der bekannte Berliner Bildhauer Carl Schuler hat die Bronzefigur Prinz Adalberts von Preußen, des ersten Admirals der preußischen Marine und Initiators des Marinestützpunkts an der Jade geschaffen. Sie wurde finanziert aus Spenden der Offiziere, Beamte und Mannschaften der Kaiserlichen Marine in Wilhelmshaven. Der Respekt vor dieser Bindung hinderte das nationalsozialistische Regime wohl auch daran, die Bronzefigur - anders als die Denkmale von Admiral Coligny am nördlichen Ende der Adalbertstraße und von Wilhelm I. an der Südseite des Friedrich-Wilhelm-Platzes - während des Zweiten Weltkrieges einschmelzen zu lassen.

100 Jahre später suchte die Stadt Wilhelmshaven nach einem

geeigneten Standort für eine Plastik, welche an die vielen tausend Namenlosen erinnern soll, an diejenigen, die Wilhelmshaven einst unter schwierigsten äußeren Bedingungen erbauten, an diejenigen, die auf der Werft und in ihren Betrieben beschäftigt waren, abhängig von einem autoritären Arbeitgeber, zugleich aber stolz auf ihre Arbeit und den sozialen Status.

Für die Geschichte unserer Stadt waren sie, die namenlosen Vielen, genauso wichtig wie Staatsoberhäupter und Minister, Admirale und hohe Beamte, nach deren Erwägungen und Entscheidungen Wilhelmshaven aufstieg und immer weiter wuchs, aber auch litt und beinahe verloren ging.

So wurde die Bronzeplastik des Worpweder Bildhauers Waldemar Otto, ein Zweitguss seines „Hamburger Arbeiters“, schließlich 1982 ganz bewusst hier im Gegenüber zum Prinz Adalbert-Denkmal aufgestellt und erhielt die Bezeichnung „Werftarbeiter“. Sie verkörpert, so der Künstler, „den wirklichen Menschen, eingezwängt in gesellschaftliche Formen“.

Diese Sichtweise erwies sich nach der Enthüllung der Plastik als nicht ganz unumstritten, machten doch insbesondere ehemalige Werftarbeiter geltend, dass sie keineswegs gebückt und unfroh zur Arbeit gegangen wären und sich angesichts der immer etwas besseren Arbeitsbedingungen auf der Staatswerft auch nicht unbedingt eingezwängt gefühlt hätten.



Wie auch immer, die zwei Bronzeplastiken repräsentieren an einem historisch bedeutsamen Ort symbolhaft zwei verschiedene Aspekte der Stadtgeschichte, dargestellt aus der Sicht der jeweiligen Stifter. Hier die Offiziere, Beamte und Mannschaften der Kaiserlichen Marine im Gedenken an den Gründer der preußisch-deutschen Marine. Dort das zivile Gemeinwesen mit dem Wunsch, die Aufmerksamkeit der Menschen auch und gerade auf diejenigen zu lenken, ohne deren Schaffen kein großer Plan hätte Wirklichkeit werden können. Ganz allgemein spricht man heute vom „Prinz-Adalbert-Denkmal“. Spricht man aber schon vom „Werftarbeiter-Denkmal“? Kann man den Namenlosen ohne einen konkreten historischen Anlass so ohne weiteres ein Denkmal setzen, vom „unbekannten Soldaten“ zum „unbekannten Werftarbeiter“?

Oder ist es nicht gerade die Bestimmtheit von Person, Ereignis oder Zeit eine Voraussetzung für Gedenken und Würdigung?
Und welche Rolle spielt dabei der zeitliche Abstand zu Person und Zeit, wie wichtig ist die öffentliche Zustimmung, bis aus einer Plastik aus Stein oder Metall ein „Denk-Mal“ wird?

Kurzpredigt: Bernhard Busemann

„Warum lauft ihr so gewaltig, so pompös, mit Waffen und eurer ganzen Macht hier auf? Was soll das?“ Das fragt Jesus und sagt deutlich: „Ich war immer hier. Tagtäglich. Warum habt ihr mich nicht wahrgenommen?“

Diese Frage scheint an diesen Ort, im Gegenüber der Beiden Denkmäler, zu passen. Denn der Repräsentant der Macht, steht schon lange da. In Siegerpose, hoch erhaben mit den Insignien der Macht. Mit Uniform und Schwert.

Und der andere? Der wurde erst sehr spät entdeckt, spät wahrgenommen und enthüllt. Obwohl er doch tagtäglich da war. Jeden Tag von neuem hat er seinen Buckel krumm gemacht. „Warum habt ihr mich nicht wahrgenommen?“ Wer weiß das schon so genau. Nun ist er da. Hundert Jahre später hat er sich zum mächtigen Prinzen gesellt. Und in diesem neuen Ensemble der beiden Figuren, wird doch deutlich am Denkmal des Mächtigen gekratzt. Es wird in Frage gestellt und der gedankliche Horizont geweitet. Das tut gut und es befreit. Denn Denkmäler oder große Geschichten und Persönlichkeiten sind niemals für die Ewigkeit geschaffen. Sie sind immer Abbilder eines Querschnittes ihrer Zeit. Das macht sie bedeutend und wertvoll und auch schützenswert. Aber sie dürfen und müssen in Frage gestellt werden. Und manchmal werden sie vom Sockel gerissen. Man denke ganz radikal an die perfide Selbstinszenierung von Saddam Hussein. Er wurde gestürzt. Denkmäler, große Geschichten und Geschichte müssen ihren Wert für uns Menschen erst erweisen, indem ihre Inhalte und Handlungsweisen überprüft werden. Sie müssen länger Bestand haben als ein paar Jahrzehnte oder zwei Generationen. Es gibt Geschichten und Persönlichkeiten, die von Frauen, Männern und Kindern über viele Generationen und Gesellschaftsschichten hinweg hinterfragt werden.



Wenn sie dann noch lebendig sind und lebensfördernd, dann ist das sehr bemerkenswert. Das scheint eine der großen Besonderheiten der biblischen Erzählungen zu sein.

Und trotzdem gilt auch hier: Wir müssen sie hinterfragen, wir müssen ihre Werte und ihre Macht mit unserer Wirklichkeit abgleichen. Wir müssen die Herausforderung annehmen, zu zeigen, dass wir ihnen gerecht werden, dass sie wertvoll sind und lebensfördernd – auch in unserer Zeit.

Aber wir dürfen ihnen auch den Rücken zukehren. Das ist eine wertvolle Freiheit. Er hier, der Arbeiter kehrt der Kirche deutlich den Rücken zu. Es mag schade sein und wehtun. Gerade, weil Kirche den Anspruch erhebt Sprachrohr zu sein für die, die nicht so laut und mächtig sind. Aber vielleicht war hier in der Achse der Macht zwischen Elisabethkirche und weißem Schloss nie wirklich Platz für ihn. Das er der Kirche den Rücken kehrt ist seine freie Entscheidung und in Ordnung.

Ehrlicher und klarer ist es allemal, als sich Jesus an den Hals zu werfen, ihn zu umarmen und zu küssen.

Denn dass könnte auch bitterster Verrat sein.

Amen

Passionspunkt: „Abgewaschen“ am 07. April 2004, Wasch- und Badehaus, Wiesbadenbrücke, Jadestr.

Zur Lage: Dr. Ingo Sommer Privatdozent

Betritt der neugierige Wilhelmshaven-Tourist eine lokale Buchhandlung, stapeln sich vor ihm, werbewirksam aufgetürmt, großformatige Bände über die heldenhafte Geschichte der Marine.

Viele technisch-graue Fotos von Schlachtschiffen, Zerstörern, Kreuzern, Torpedobooten. Unsere ortsansässigen Museen wissen wenig über den Großen Hafen und die umstehenden Bauten darzustellen. Der so genannte „alte Mariner“ beschwört die Deutsche Flotte, die sich hier, wie er versichert, als gigantische Kulisse vor den



Kaianlagen der Südstadt drängte: Bereit zum heroischen Kampf. Aber je mehr der ernsthaft interessierte sich mit den Orten befasst, umso mehr entdeckt er „wunde Punkte“. Es blättern die Schichten übertriebener maritimer Erzählungen wie die Farbe an diesem Haus, in dem wir uns zusammengefunden haben.

Dieses Gebäude ist eines der wenigen geschichtsträchtigen Überbleibsel am Rand des Großen Hafens. Im Uhrzeigersinn: Wilhelmshavens 1892 gebaute Gewerbeschule (1913 Hafenbaubüro, 1918 Reichsbauamt und WRIHALA, 1935 Hafenbauressort, nach 1945 wieder Schule. in den 80er Jahren wieder



Behördensitz) wird heute erneuert und gemischt genutzt. Das Torpedolagerhaus von 1918 hat zur EXPO 2000 mit OCEANIS zum Glück eine Zukunft gefunden. Die 1910-1918 fertig gestellte, vor unser aller Augen ramponierte, Südzentrale kämpft noch hartnäckig ums Überleben. Auf dem Deich, die ehemaligen Flieger-Kommandogebäude des größten deutschen Seeflughafens von 1914, bestehen weiter. Die dazugehörigen Fliegerkasernen aus der NS-Zeit haben eine friedliche Perspektive als Senckenberg-Institut. Da sind noch die beiden letzten für Wilhelmshaven typischen Stahldrehbrücken, technische Wunderwerke von 1907 und 1908 mit hohem Wiedererkennungswert: Die Kaiser-Wilhelm-Brücke und die Deichbrücke. Letztere, hier vor der Tür, wird immer wieder für abrissswürdig erklärt, obwohl sie eigentlich eine hochtragfähige Eisenbahnbrücke ist.

Die Eisenbahn war es, die mit -zig Kilometern Gleisbündeln, Weichen, Drehscheiben, Stellwerken und Bahnhöfen die Ränder der Wilhelmshavener Binnenhäfen westlich der Kaiser-Wilhelm-Brücke durchzog: Großer Hafen, Zwischenhafen, Westhafen und Kanalhafen, alle um 1910 fertig gestellt (mit zusammen 167 Hektar Wasserfläche und 115 Hektar angrenzender Landfläche) dienten überwiegend der Ausrüstung und der Bekohlung der Kriegsschiffe im Ersten und Zweiten Weltkrieg.

Das war ja vor 150 Jahren überhaupt Auslöser für den Jadevertrag und die Gründung Wilhelmshavens gewesen: Die Nähe zu den Bergwerken im Ruhrgebiet **und** das tiefe, meist eisfreie Fahrwasser der Jade (in der lokalen Geschichtsschreibung wird immer nur das Fahrwasser als alleinige Standortgunst genannt). Hier konnten die in Güterzügen und

später über den Ems-Jade-Kanal (der keinesfalls, wie Heimatschriftsteller meinen, für den Transport von Feldfrüchten aus Ostfriesland gebaut wurde) kostengünstig herbeigeschafften Kohlen schnell auf die durch Dampfkessel und Dampfkolbenmaschinen oder Dampfturbinen angetriebenen Kriegsschiffe der Marine verladen werden.

Der Große Hafen allein war eine unvergleichlich große Schiffsbekohlungsanlage mit, wie Lagepläne ausweisen, 20 riesigen Kohlen-Schüttgutlagern und Kohlenschuppen an den umgebenden Uferbereichen. Überschlänglich dürften das 250.000 Tonnen Kohle gewesen sein. Die anderen Hafenbereiche (insbesondere die Kohlenlager der Hafensinsel und der Südzentrale) habe ich ebenso wie die Lager für Kraft- und Wärmeversorgung nicht mitgezählt. Als bald ergänzten auch Öltankanlagen die Brennstoffversorgung. Der schwarze Kohlenstaub legte sich auf menschliche Lungen. Dunkle Wolken hüllten die gesamte Südstadt ein. Fassaden wurden „angeschwärzt“. Der Himmel verdunkelte sich, wenn die Kriegsschiffe unter Dampf ausliefen und Ruß vom Himmel „schneite“. Frauen vermieden es, Wäsche auf die Leine zu hängen.

In den Großen Hafen ragte (und ragt noch) von Westen her die besonders zentral an der Einmündung des wichtigen Ems-Jade-Kanals geplante mit Spundwänden gesicherte Kohlenzunge, 500 Meter lang, 125 Meter breit (ähnliche Schiffsbekohlungsanlagen hatte die Kaiserliche Marine bereits in Tsingtau gebaut). Was für ein alltäglicher Name: Kohlenzunge?



Als bald nannte man sie nach dem 1915 gebauten Kleinen Kreuzer WIESBADEN. Nur ganz wenige düstere Luftbilder zeigen die hier aufgeschütteten vier Kohlenhalden, je 150 Meter lang, und 27 Meter breit. Dazwischen vier Abortgebäude, vier kleine Magazinhäuschen und ein größeres „Magazin für Bekohlungs-Inventar“. Über vier Eisenbahnlinien wurden Kohlen auf die Wiesbadenbrücke gerollt. Dazu kamen Kohlentransporte per Schiff aus der Einmündung des Kanals. Dieses Wasch- und Badehaus (im Volksmund auch im Gegensatz zu den vielen Holzbaracken Steinhaus genannt) diente der Fürsorge der nicht zu beneidenden Männer, die auf der Wiesbadenbrücke Kohlenvorräte im Schweiß ihres Angesichtes per Handarbeit auf die

Kriegsschiffe brachten. Kräne konnten die schwere Arbeit nicht erleichtern. Knapp 10 gleichartige Wasch- und Badehäuser, dazu 20 Abortgebäude sowie etliche Magazine wurden 1910 unter Hafendirektor Julius Rollmann für das Ausrüstungsressort der Kaiserlichen Werft (geleitet von Fregattenkapitän von Studnitz) um den Großen Hafen errichtet. Wegen der spitzen Dächer, der Sprossenfenster und Backsteine nannte man ihre damals aktuelle Architektur: Heimatschutzstil (benannt nach der 1904 gegründeten traditionalistischen Heimatschutzbewegung). Sie stand in merkwürdigem Gegensatz zu den stählernen Ingenieurbauten, den Hafenanlagen und Schiffen.

Das Ausrüstungsressort der Kaiserlichen Werft hielt die Brennstoffe für die Kriegsschiffe bereit. 17 Kohlenleichter, 30 Hafenschlepper und 170 Fahrzeuge standen 1918 zur Verfügung. Die Beschaffung der Kohlen aus dem Ruhrgebiet besorgte das Verwaltungsressort der Werft.



Dieses Steinhaus Haus ist das letzte der Wasch- und Badehäuser. 64 Spinde, Kleiderhaken, acht Duschkabinen und zusätzliche Waschbecken standen nach Zeichnung zur Verfügung. Dazu eine Schreibstube. Das warme Wasser wurde im teilunterkellerten Bereich in einem kohlenbefeuerten Boiler erzeugt. Ein Abortgebäude stand 60 Meter weiter südöstlich für sich. An den 900 laufenden Meter Kajen der Wiesbadenbrücke konnten gleichzeitig mindestens fünf Großschiffe festmachen. Die Kohlenmenge dort von 65.000 Kubikmeter entsprach dem Volumen von 180 Einfamilienbungalows. Sie reichte aus, um 18 Schlachtkreuzer (z.B. GOEBEN, 186 Meter lang, 1100 Mann Besatzung) mit Brennstoff zu versorgen. Man wagt es kaum auszurechnen: Die Kohlenschüttgutlager und Kohlenschuppen allein um den Großen Hafen konnten, einmal gefüllt, theoretisch 80 Schlachtkreuzer unter Dampf setzen. Da auch kleinere Schiffe und Torpedoboote darunter waren, natürlich entsprechend viel mehr, wahrscheinlich zweihundert bis dreihundert.

Für das Anbordschaffen der Kohle waren in Wilhelmshaven, so sagen Mariner, die Mannschaften selbst zuständig. Nur in den Kolonien wie Tsingtau seien einheimische Arbeiter eingesetzt worden. Die Schiffskommandanten legten Wert auf sehr kurze Liegezeiten.

Daher wurden Wettbewerbe veranstaltet, welches Schiff die kürzeste Zeit zum Bekohlen benötigte. Es gab auch Freibier oder zusätzlichen Landgang. Nach dem Bekohlen wurde „Reinschiff“ gemacht. Danach konnten sich die Mannschaften u.a. in diesem Wasch- und Badehaus reinigen.

Sicher waren aber auch Arbeiter des Ausrüstungsressorts in den Schiffsbekohlungsanlagen tätig. Für die Kohlenschaufler der Wiesbadenbrücke (insgesamt dürften mehrere hundert Männer um den großen Hafen geschaufelt haben) war dieses Haus Alltag. Sie wechselten ihre Straßenkleidung gegen Arbeitskleidung wuschen und duschten sich abends rein und verschwanden. Wir wissen wenig über ihr freudloses Arbeitsleben.

Mehr und mehr wurde die Wiesbadenbrücke Liegeplatz für Boote. Nach dem Zweiten Weltkriege etablierte sich hier die Bundesmarine mit Schnellbooten und Minensuchbooten später mit eingemotteten Einheiten. Die sympathischen Satteldachformen und Holzfenster dieses



Sozialgebäudes (wie man heute sagen würde) erheischen Mitleid. Man könnte sich vorstellen das Steinhaus zu bewohnen, um es vor dem Verfall zu retten. Immer wieder erkundigen sich Künstler nach dem Wasch- und Badehaus. Hochschuldozent Dr. Hartmut Wiesner hat hier, gefördert durch das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur, mit großem Engagement das Projekt „Laboratorium Kunst 2000“ durchgeführt und Spuren der Vergangenheit offen gelegt.

Überbleibsel der künstlerischen Gruppenarbeiten sind noch zu sehen. Das Wasch- und Badehaus. Auf dem Weg zum Strand oder zum Pumpwerk streift der Blick die backsteinrote Fassade, das verwitterte Grün der Anstriche. Seit mehr als einem Jahrzehnt steht es eingezäunt, teils vergittert und leer hinter einem Maschendrahtzaun. Natürlich ist das „Militärischer Sicherheitsbereich“. Die jetzt nutzlose Wiesbadenbrücke soll (mit oder ohne dieses Steinhaus?) „vermarktet“ werden, um den Verteidigungshaushalt zu sanieren. Man las von einer Gesellschaft in Berlin, die das „professionell“ managen sollte. Diplomarbeiten überbieten sich in visionären Bebauungsstudien. Geduldig scheint das Waschhaus sein ungewisses Schicksal zu erwarten. Es kann nicht leben. Es kann nicht sterben.

Kurzpredigt: Frank Morgenstern

Abgewaschen

Hier im Wasch- und Badehaus wurde handfester Dreck abgewaschen. Und der Dreck ist gar nicht heftig genug sich vorzustellen. Hier kamen also unter dem Dreck wieder richtig ansehnliche Menschen zutage. Menschen, die im Dreck wühlen mussten, den Staub pfundweise schlucken mussten.



Welche Wohltat muss es gewesen sein, sich sauber machen zu können, sich alles abwaschen zu können. Diesen Dreck von dem wir uns befreien wollen, den gibt es ja auch im übertragenen Sinne immer wieder.

Zum Beispiel.

Die eine Szene.

Ich habe mich so klein gefühlt, so verletzt, aber ich war auch so wütend, als sie mich da links hat liegenlassen, erzählt die junge Frau, die sich von ihrer besten Freundin, verraten fühlte bei einer gemeinsamen Fahrt. Das geschah wie aus heiterem Himmel. Das kann ich auch nicht mehr so einfach wegwischen, das steht jetzt zwischen uns.

Die andere Szene.

Als es um die Entlassung ging, da musste jeder gucken, wo er selber bleibt, ...und da habe ich dann einfach versagt, als es darum ging klarer Position für meinen Kollegen zu beziehen. Ihn haben sie entlassen, ich habe Glück gehabt, aber irgendwie habe ich ihn verraten. Das lastet auf mir. Ich würde das am liebsten alles abwaschen. Verrat / Verleugnung hat zwei Seiten und oft leiden beide darunter. Natürlich unterschiedlich, aber es ist da: das Leiden. Da tut es gut zu erleben, wie der Schmerz, aber auch die Schuld abgewaschen werden kann.

Sauber sein, das ist befreiend, alles abwaschen, das tut gut. Nicht zufällig wird in der biblischen Sprache bei Taufen auch davon gesprochen, das jemand neu wird, sich wie neu geboren fühlt, das Alte abgewaschen wird, das Alte ertränkt wird.

Bei dem, der das Neue erlebt, der wird das Alte noch einmal spüren und sei es nur wie es im Abfluss verschwindet. Noch einmal werde ich das Sehen, was eben nicht gut gelaufen ist. Wasch mich, aber mach

mich nicht nass. Das geht nicht.

Passionspunkte sind eben Punkte des Leidens. Und sei es hier ein Punkt, an dem wir das Leiden der Kohlearbeiter in dieser Stadt verdrängt haben.

Mancher Arbeiter, der aus den Kohlen kam, der wird sich im Spiegel fast nicht wieder erkannt haben und von anderen Leuten nicht erkannt worden sein.

Fast wirkt es so als ob der Dreck noch heute auf ihnen lastete und sie unsichtbar macht.

Die große kaiserliche Geschichte scheint das Bild des großen Hafens geprägt zu haben und eben nicht die vielen Arbeiter m/ der viele Dreck. Da wo es dreckig ist, wo Verrat, Verleugnung, Folter und Tod regieren, das ist Jesus gelandet, er macht uns aufmerksam auf das, was verloren und gebrochen ist.

Wir können nicht alles das, was uns belastet selber abwischen. Manche Last, die uns abgenommen wird, ist wie ein Geschenk Gottes.

Vergebung geschieht mit uns, wenn wir plötzlich trotz schwerer Last wieder durchatmen können.

Für unsere Stadtgeschichte hier bedeutet das: Wir können uns nicht selbständig abwaschen von dem was zu unserer Stadt gehört. Wie der Werftarbeiter gestern Abend oder das Mahnmal morgen Abend, so ist das hier auch ein Denk – und Mahnmal.

Amen

Passionspunkt: „Mahnmal“ am 08. April 2004, Christus- und Garnisonkirche

Zur Lage: Frank Morgenstern Pastor

Vorab eine Kurze Zeittafel: 15.9.

1942 wird die Marinekirche schwer getroffen. Der Schaden ist groß. Das Hauptschiff ist nicht begehbar. Bilder zeigen die Kirche im katastrophalen Zustand. Aber Heiligabend ist die Kirche wieder fertig. Gerade Wände, eine tiefe Decke. Ein Kreuz hinter dem Altar. Die Kirche ist nicht wieder zu erkennen. 1957, ebenfalls kurz vor Weihnachten, wird die Kirche gesperrt, wegen Einsturzgefahr. Die Gottesdienste werden in der



Gewerbeschule gefeiert. Es entbrennt eine öffentliche Diskussion um die Kirche, wer ist zuständig. Gehört die Kirche dem Bund oder der Landeskirche. Schnell ist klar. Es besteht ein Mietvertrag, in dem sich die Gemeinde für eine Miete von 265 DM jährlich die Kirche sichert. Dafür sorgt die Gemeinde für die bauliche Herrichtung. Es kommt zu langwierigen Verhandlungen, bringt sich der Bund bei einer Renovierung doch ein oder nicht. Schließlich werden 300 000 DM zugesagt, die nachher noch erhöht werden, gleichzeitige wird endlich ein Vertrag geschlossen: Verkauf des Grundstücks für 65 000 DM, das Gebäude wird überlassen mit der Maßgabe, die Kirche als Traditionsstätte zu belassen.

Dies ist nun eine ganz besondere Aussage, weil schon bei den Umbaumaßnahmen zu radikalen Differenzen kommt, wie wird die Kirche ausgestaltet, was soll wieder rein. Es scheint sich der Traditionsflügel durchzusetzen, allen voran ein pensionierter Pastor, der im Pfarrhaus gegenüber der Kirche wohnt. Pastor Ronneberger hat seine Leute hinter sich. Die Kirche wird gleichzeitig Standortgemeinde. Jeder 2. Sonntag ist Standortgottesdienst für die Marine. Doch schon 1965 stellt der scheidende Pastor Siuts fest: an diesen Sonntagen ist kein anderes Bild zu entdecken: Ob unsere Brüder von der Marine wohl lieber in bürgerlicher Kleidung erscheinen? Wiederum kurz vor Weihnachten jetzt 1959 wird die Kirche wieder geöffnet.



Was schon passiert war, war der Einbau des Nordschiffs. Des Mahnmals. Des Ehrenmals.

1957 wird es eingeweiht. Es ist wie eine Krypta gehalten. Etwas tiefer und doch auch höher, gleich und doch nicht gleich (im Vergleich zur anderen Seite).

Über dem Schiff steht in großen Buchstaben:

Sie alle starben für Ihr Vaterland.

Innendrin erinnert die linke Seite an die Toten des ersten Weltkriegs, die rechte Seite an die Toten des zweiten Weltkriegs zur See (nur zu See und nur auf deutscher Seite).

Mittendrin das Grabmal des unbekanntenen Seemanns.

Dahinter das Zitat des Altarbildes durch das Kreuz zum Licht und eine Bronzeplatte mit Eichenlaub, das wie ein Meer gestaltet ist.

Rechts und links zwei Steuerräder, ein der Niobe, eins von der Hohenzollern, der kaiserlichen Jacht. Rechts ein Buch mit über 60 000 Namen Auf der anderen Seite die Reichskriegsflagge, eigentlich verboten aber in musealem Kontext erlaubt.

Soweit das Erscheinungsbild vom Südschiff. Scheinbar mit großen Fragezeichen ist dieser Raum so gestaltet worden: Die Aktenlage im OKR besagt, dass viele Diskussionen darüber stattfanden, die dann auch beim Wiederaufbau der Kirche um sich griffen. Tradition oder nicht. Gehört das in die Kirche, gehört das hierhin. Es gab Gemeindevertreter, die sich klar dagegen aussprachen, während andere das vorantrieben. Hier vorneweg auch der mittlerweile pensionierte Ronneberger. Dies ging wohl soweit, dass er dann als Initiator fungierte und auch die Kriegsgräberfürsorge. Als das Ehrenmal eingeweiht wurde, lud nicht die Kirchengemeinde oder die Landeskirche oder der geschäftsführende Pastor ein, sondern wiederum Ronneberger, wohlgermerkt: pensioniert. Ehrengäste an diesem Tag waren die letzten Großadmiräle des zweiten Weltkriegs Dönitz und Raeder. Verurteilt in den Nürnberger Prozessen. Eine deutliche politische Akzentuierung zur damaligen Zeit.

Interessant wäre es zu erfahren, welche Rolle die KG in der damaligen Zeit spielte. Hypothetisch die Vermutung, dass der engagierte Pfarrer Muther in der Traditionsfrage unterlag, dafür aber durchsetzte, dass die Wappen nur noch per Holzschnitzereien in die Kirche kamen und dass die Fenster einen deutliche Kontrast zu ansonsten militärischen Ausgestaltung bildet.



Lassen Sie mich aufhören

Mit einem klaren Nein zu diesem Ehrenmal.

Und einem klaren Ja zu dem Mahnmal.

Zuerst das NEIN.

Sie alle starben für Ihr Vaterland. Das ist keine Überschrift für eine Kirche, es geht hier nicht um Helden, sondern um Menschen.

Außerdem starb hier sowieso nur einer für uns und daran denken wir in der Passionszeit besonders: Jesus. Punkt um.

Ist eine andere Überschrift möglich. Wir brauchen nicht weit zu suchen: Im Buch steht sie drin.

Ihr Tod ist uns Verpflichtung: Frieden

Ein klares Ja für den Ort als Ort der Erinnerung, für einen Ort der Tränen. Die, die keinen Ort der Trauer der Erinnerung an gefallene Kinder, Geschwister, Männer, Freunde haben, für die ist das der richtige Ort. Unendlich viele Menschen sind mir hier begegnet, die an dieser Stelle die Erinnerung überkam, dafür ist der Ort richtig und wichtig.

Ein klares Ja zur Mahnung für den Frieden in diesem Raum, auch Jugendliche wird deutlich was hinter der Zahl, der kleine Zahl von 752 U Booten steckt.

752 U Boote mal die Besatzung mal die Familien mal die Freunde mal soviel Trauer.

Die Krypta darf nicht ein Ort des Todes sein, sondern muss mit Leben gefüllt werden, damit sie eine Mahnung bleibt.



Kurzpredigt: Lennart Krauel

Ein Mahnmal – Ort der Erinnerung, Ort des Gedenkens. Der Blick und die Gedanken richten sich in die Vergangenheit und suchen Antworten für die Gegenwart und die Zukunft. Es entstehen bohrende Fragen. Wie viel Leid ist geschehen, warum ist es geschehen, und was ist heute unsere Aufgabe, unser Auftrag?

Wer sich erinnert, vergisst nicht, heißt es. Aber was heißt das, nicht zu vergessen? Heißt das, immer im Gestern stehenzubleiben? Die Fragen für Heute und Morgen unbeantwortet zu lassen?

Das Abendmahl – eine Feier der Erinnerung, eine Feier des Gedenkens. *Das ist mein Leib. Das ist mein Blut des Bundes.* Jesus Christus, der am Tag vor seiner Kreuzigung ein letztes Mal mit seinen Jüngern gemeinsam isst. Welche Schmerzen musste er auf sich nehmen, warum, und was bedeutet das heute für uns? *Aus der Tiefe rufe ich zu dir.* Passionszeit – Erinnerung an den Weg zum Kreuz.

Erinnerung – die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft treffen aufeinander, wie drei Menschen, die sich selten sehen, die sich kaum noch kennen. Sie reichen sich die Hand. Sie tauschen sich aus über sich selbst. Und vielleicht versöhnen sie sich, wenn es Streit gegeben hat. Vielleicht suchen sie gemeinsam nach einem Weg für die Zukunft. Wenn ich mich an das erinnere, was in der Vergangenheit geschehen ist, dann kommen mir manchmal die Tränen. Da ist oft so viel

Unzufriedenheit. Dann möchte ich mit einem großen Schlag ausholen und vieles ungeschehen machen, was Unheil und Leid gebracht hat. Ich möchte in meinem eigenen Leben Dinge rückgängig machen, die mir Kummer bereiten und die mich bedrücken. Manchmal möchte ich mich gar nicht erinnern. Manchmal möchte ich einfach vergessen. Aber dann stehe ich wieder einmal vor einem Mahnmal.

Dann feiere ich wieder einmal das Abendmahl.

Und ich ahne, dass die Erinnerung an Vergangenes ein Schlüssel für die Zukunft sein kann. Ich ahne, dass ich nicht vergessen darf. Der mutige Blick zurück macht den sicheren Blick nach vorn erst möglich. Hoffnung kann entstehen. In der Stille mit mir, im Gespräch mit anderen, im Gebet vor Gott höre ich Antworten auf ungelöste Fragen, finde ich Halt im unsicheren Leben. Und wir ahnen, welchen Auftrag, welche Aufgabe wir haben. Frieden mit uns selbst, Frieden mit den anderen, Frieden für die Welt. *Herr, du kannst alles geben: dass Glauben in mir reift, dass Hoffnung wächst zum Leben und Liebe mich ergreift.* Wenn denn immer alles so schön wäre. Wenn denn da wirklich immer Zukunft wäre. Wenn denn nicht alles nur leere Versprechungen sind. Aber die Erinnerung – macht sie die Hoffnung erst möglich? Den Glauben?

Amen

Passionspunkt: „Leergeräumt“ am 09. April 2004, Kunsthalle, Adalbertstr. 28

**Zur Lage:
Dr. Daniel Spanke
Kunsthallenleiter**

Gespräch mit Joseph Beuys

Friedhelm Mennekes: Die Bekanntheit Ihres Namens steht für einen Joseph Beuys der großen Aktionen, auch des Kontaktes mit den Medien, der Installationen oder wie immer. Wenn ich dann aber die Kreuze betrachte, die religiös relevanten Elemente, die beispielsweise in der Sammlung van der Grinten sind, dann ist das ein ganz anderer Beuys. Und auf diesen wollte ich eigentlich hinaus.



Sie haben sehr früh begonnen, unter anderem auch religiös motivierte oder religiös inspirierte Kunst zu machen. Wie hängt das zusammen?

Joseph Beuys: Es ist am Anfang der Versuch, sich an das spirituelle Ganze erst mal von dieser Seite heranzutasten, das einem – wie soll ich sagen- von der Tradition her geläufig ist. Auch im Sinne eines gewissen Schemas. Das war mir schon klar. Ich habe versucht, handwerklich zu prüfen, ob es überhaupt noch eine Möglichkeit gibt, so etwas darzustellen. Dieses Experiment erschöpft sich schon um 1954 herum. Da ist das eigentlich zu Ende. Und da wird mir klar, dass über diesen abbildenden Weg mit dieser Christusfigur das Christliche selbst nicht zu erreichen ist. Jedenfalls nicht durch mich.

F.M.: Was war denn die nächste Stufe oder die nächste Phase Ihres Bemühens, das Christliche in ein Bild zu fassen?

J.B.: Also erst einmal wird aufgeräumt. Es wird aufgeräumt mit einer bestimmten Sicht vom Christentum, als handele es sich um ein wichtiges historisches Ereignis. Das Ganze findet in einer Zeit statt, wo vor allem in der protestantischen Theologie sehr stark an der Suche nach Entmythologisierung gearbeitet wird. Ich war ja oft an diesen Diskussionen beteiligt. Ich habe mich stark gegen diese Art sozialdemokratischen Christentums gestemmt, ganz gleich ob das Dorothea Sölle war oder Karl Barth oder Bultmann. Ich habe mich dagegen gewehrt, als handele es sich bei diesem Christus nur um eine historische Figur, um ein historisches Ereignis mit großen moralischen, beispielhaften Hinweisen, als ginge es darum, wie man sich moralisch verhalten müsse. Mir ging es um die Wirklichkeit dieser Kraft, eine stetig anwesende und sich verströmende Gegenwart. Darauf habe ich hingewiesen.

Es handelt sich also nicht nur um ein historisches Ereignis, sondern es ist ein reales Ereignis. Und darüber angemessene Aussagen zu machen, ist ja bis heute kaum einer religiösen Institution gelungen. Leider nicht.

F.M.: Sie meinen, die Kirche habe es nicht geschafft, das Christliche für unsere Zeit sakramental präsent zu setzen?

J.B.: Sakramentale Präsenz ist gut. Die Sakramente haben es versucht, die christliche Grundkraft ins Bewusstsein zu bringen. Sie haben das während einer Zeit sehr richtig tun können, als noch der Glaube für den Menschen ein Erkenntnisorgan war, Aber in einem



modernen Zeitalter, in dem die Menschheit durch den Materialismus hindurchgegangen ist, auch wissenschaftlich, und sich ihre ganzen Fähigkeiten in den Intellekt verschoben haben, ist der Glaube kein Erkenntnisorgan mehr. Die Menschen wollen wissen. Die alten Glaubenskräfte sind nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Es müssen ganz andere Erkenntniskräfte, andere Wahrheitskräfte im Menschen Eingang gebracht werden.

F.M.: Wenn ich Sie jetzt richtig verstehe, wäre es die Aufgabe der Zeit, das Steuer herumzuwerfen und die letzten Reste der inneren spirituellen Sensibilität zu mobilisieren.

J.B.: Und genau das ist ein ganz großes Problem. Nach dieser Zuspitzung des menschlichen Intellektes muss wieder eine Anknüpfung an das Spirituelle gefunden werden, aber jetzt nicht mehr aus tradierter Kraft, d.h. geschenkter Kraft, sondern aus eigener Kraft, d.h. aus der Kraft des Selbst, des Ich. Durch die

Abnabelung von dieser Tradition ist etwas Großartiges geschehen, etwas Positives, ja etwas Christliches, als dem Menschen dadurch gesagt wird: \ Wenn du einfachhin so glaubst, bist du kein Christ. Du musst versuchen, ‚exakt‘ zu „glauben“; du musst erst deinen Glauben verlieren, so wie Christus für einen Augenblick seinen Glauben verloren hat, als er am Kreuz war. Das heißt, der Mensch muss diesen Vorgang der Kreuzigung, der vollen Inkarnation in die Stoffeswelt durch den Materialismus hindurch selbst auch erleben. Er muss selbst sterben, er muss völlig verlassen sein von Gott, wie Christus damals vom Vater in diesem Mysterium verlassen war. Erst wenn nichts mehr ist, entdeckt der Mensch in der Ich-Erkenntnis die christliche Substanz und nimmt sie ganz real wahr. Das ist eine Erkenntnis. Die ist so exakt und sie muss sich so exakt vollziehen wie ein Experiment im Labor. Jedes dusselige verschwommene Herumspielen damit würde eigentlich nicht zu diesem Christuserlebnis führen. Das ist natürlich sehr abgekürzt, was ich jetzt sage.

F.M.: Sehr abgekürzt, aber es ist im Grunde eine alte Weisheit der christlichen Spiritualität. Ich denke, dass ein Johannes vom Kreuz oder andere Lehrmeister des Spirituellen gar keinen anderen Weg als diesen gewiesen haben, nämlich durch die Nacht des Unglaubens, des Zweifels und der Gottverlassenheit hindurchzugehen.



J.B: Ja, aber es ist dafür kein Bewusstsein vorhanden. Denn diesmal geht es nicht mehr so, dass ein Gott dem Menschen hilft, wie das durch dieses Mysterium von Golgata war, sondern diesmal muss diese Auferstehung durch den Menschen selbst vollzogen werden. Der Kredit ist gegeben, d.h. nach diesem Kredit muss die Rückzahlung des Wechsels vom Menschen kommen. Also von diesem Standpunkt aus ist es ja wieder ganz interessant, sich den Spruch ‚Gott ist tot‘ vorzuhalten. Er ist tot insofern, als er nie



mehr von selbst kommt und den Menschen da irgendwie unter die Arme greift. Das tut er nicht. Sondern das ist ja längst im Menschen drin. Der Mensch muss sich gewissermaßen selber mit seinem Gott aufraffen. Und nun vollzieht sich mit dem Menschen eine Metamorphose, mit der er sehr große Mühe hat. Ganz große Mühe. Sehr schwer fällt es dem Menschen, aus eigener Kraft diese Selbstbestimmung auch wirklich in Anwendung zu bringen. Es fällt ihm ungeheuer schwer. Er möchte viel lieber noch mal was geschenkt bekommen. Er kriegt aber nichts mehr. Er kriegt nichts, gar nichts, von keinem Gott, von keinem Christus. Dennoch bietet sich diese Kraft an und will mit Gewalt hinein. Aber unter der Voraussetzung, dass der Mensch sich selbst aufrafft.

F.M: Christus ist eine Gestalt des Leidens und des Sterbens. Hat diese Gestalt, dieser Christus nicht Bedeutung dadurch, dass er mit seiner Umwelt in eine dramatische Auseinandersetzung gerät, also bedroht wird, leidet und am Ende sterbend in diesem Gegensatz, Lichtträger und Mächte der Finsternis, unterliegt?

J.B: Aber das ist ja noch kein Leiden. Der, der mit seiner Idee Widerspruch erfährt, der sehr stark angefeindet wird, der leidet ja nicht. Leiden tut ja nur derjenige, der diese Auseinandersetzung nicht führen kann, oder vermeintlich nicht führen kann. Der, der das nicht kann, der also in der Ohnmacht ist, sich selbst auf die Beine zu stellen der leidet in der Tat. Also wer leidet, das sind die Opfer, das sind diejenigen, die sich nicht stramm selbst auf die Beine stellen und dieses und jenes verwirklichen; es sind die, die sich nicht zu Wort melden können. Das Leiden ist das Ausgeliefertsein an die Passivität.

F.M: Aber Christus ist doch auch in diese letzte Passivität gestoßen, zumindest im letzten Augenblick, bei der Kreuzigung. Sie figuriert doch

als das Ausgeliefertsein in die letzte Passivität, ausgeliefert sogar bis in den Zweifel an Gott.

J.B: Richtig, das tritt einen kleinen Moment auf. Aber das ist auch die einzige Stelle, wo man von der wirklichen Passion sprechen kann. Passion im Sinne der Verzweiflung, der Abhängigkeit. Wo auf einmal das Freiheitsprinzip nicht mehr real zu sein scheint. Das, wofür er selbst steht. „Ich werde euch frei machen.“ Dass durch die Christuskraft der Mensch befreit wird, das scheint einen Augenblick infrage zu stehen. Und das ist die eigentliche Passion. Das ist das Leiden bei Christus.

F.M. Welche Bedeutung hat denn nun in Ihrer Sicht die Christusgestalt für den Leidenden heute? Welche Relevanz hat er für jeden, der in der Ohnmachtssituation, in der Beraubung der Freiheit lebt?

J.B: Er zeigt auf, dass gerade das Leiden dem Menschen hilft. Der im Leiden verharrt, auch der führt die Welt selbstverständlich weiter, er bereichert die Welt dennoch. Es wäre eine große Frage, wer die Welt mehr bereichert: die Aktiven oder diejenigen, die leiden? Ich habe ja immer entschieden: die Leidenden.



Der Aktive mag Menschliches für die Welt erreichen. Aber ein krankes Kind, das sein Leben lang im Bett liegt und gar nichts tun kann, das leidet und erfüllt durch sein Leiden die Welt mit christlicher Substanz. Denn durch das Leiden wird die Welt real mit christlicher Substanz erfüllt. Also hat das Leiden eine wichtige Funktion. Übrig bleibt, wenn man das in eine Formel bringt, dass dem Menschen nur zwei Weisen seines schöpferischen Verhaltens gegeben sind, und das natürlich in allen Abschattierungen, in jeder Biografie in einer anderen Mischung: das eine ist das Tun, das andere ist das Erleiden. Beide Schicksale führen die Bereicherung der Welt hinauf, und beide Funktionen garantieren die menschliche Zukunft.

Kurzpredigt: Bernhard Busemann

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“. Ein Ruf, ein Schrei, der zutiefst berührt und beeindruckt in dieser Kreuzigungsszene. Weil er die abgründige Verlassenheit des Lebens ausdrückt. Weil er der entscheidende Hinweis ist, dass einen

Menschen das Leben verlassen kann. Alles Gewohnte und Vertraute, alles für Denkbar gehaltene und Erfahrbare zerbricht an diesem hilflosen Schrei am Abgrund. Gottvertrauen rückt in weite Ferne. Gott wird zu einem fernen Gott.

Das bemerkenswerte ist, dass dieser Schrei der Verlassenheit von Jesus Christus kommt. Jesus Christus, den wir als Christinnen und Christen automatisch mit Gott in Verbindung bringen. Wenn einer nahe dran ist an Gott, dann er. Und mit diesem Gedanken haben wir im Leben schon genug Probleme. Weil unsere Zweifel uns zermürben und wir Gott nicht fassen und begreifen können. Wie hat Jesus es geschafft, Gott nahe zu sein? Das allein ist ein Lebensthema.

Insofern verlangt die Kreuzigung, der Karfreitag uns noch weit mehr ab: Gottesferne, ein uns im Grunde sehr vertrautes Thema, auszuhalten im Angesicht von Jesus Christus. Da sind wir an der Grenze. Da bricht die entscheidende Verbindungsmöglichkeit zu Gott zusammen. Da wird mit dem Schrei Jesu unsere einzige Chance Gott nahe zu kommen,

scheinbar mit in den Abgrund gerissen.

Wahrscheinlich hat Joseph Beuys gerade diese Szene, diese Grenze besonders interessiert. In seinem Werk „Kreuzigung“ von 1962 will er sich deutlich absetzen von den schönen oder auch besonders realistischen, von ästhetisch geformten, fast perfekt und real dargestellten Formen des Christus am Kreuz. Das hält er für unzureichend. Das geht am Kern vorbei.

Er hat Müll gesammelt. Blutflaschen, Bretter, Balken, einen Zeitungsschnipsel mit einem Kreuz, das in oxidiertes Blutrot aufgetragen ist und hat aus diesem ärmlichen Material eine Desis-Szene gestaltet. So nennt man diese kunsthistorische Szene von Maria und der Lieblingsjünger Johannes unter dem Kreuz. Hier als zwei Blutflaschen unter dem Zeitungsschnipselkreuz. Alles ziemlich abgedreht. Alles nicht in einem, auch nicht in fünfhundert Sätzen zu erklären. Im Grunde ist es ein unfertiges Bild des Stammelns. Keine fertigen Sätze, keine gestochenen scharfen Antworten, keine klaren Interpretationsmöglichkeiten. Sondern ein Experiment der Sprachlosigkeit und Fassungslosigkeit.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wir müssen es aushalten, heute am Karfreitag, morgen oder an anderen Tagen des



Lebens. Wir müssen es aushalten, das wir nicht immer alles verstehen und in Worte fassen können. Wir müssen es aushalten, das sich nicht immer alles zusammenbinden und in Verbindung bringen lässt. Es wird nicht alles rund und gut. Und das tut weh am Karfreitag. Amen

Passionspunkt: „...auf ewig?“ am 10. April 2004, Friedhof am Pumpwerk, Jadestr.

Zur Lage: Ursula Aljets; Diakonin und Bürgermeisterin

Dies ist kein „Banter Friedhof“ – wie manche meinen. Dies ist ein Wilhelmshavener Friedhof! Er wurde 1883 für die zivilen Bürger von Wilhelmshaven angelegt. Die häufige Bezeichnung „Alter Banter Friedhof“ rührt daher, dass Friedhof und Pumpwerk auf dem Gelände der so genannten „Großen Banter Wierth“ stehen.

Die letzte Belegung des Friedhofs war im Jahre 1908. Doch ein aufgelassener Friedhof ist noch viel länger sichtbar, als es das Ende der Belegung erwarten lässt. Noch bis Ende der 80er Jahre waren Grabstellen kenntlich.

So gab es Proteste gegen die Einrichtung von Spielwiese und Kinderspielplatz wegen Störung der Totenruhe. Also doch: auf ewig begraben?

In § 11 der Satzung der Stadt Wilhelmshaven für die städtischen Friedhöfe heißt es: Die Ruhezeit für Leichen beträgt 25 Jahre, bei Verstorbenen bis zum vollendeten 5. Lebensjahr 10 Jahre. Die Ruhezeit für Aschen beträgt 20 Jahre.

Im § 13 heißt es weiter: Die Grabstätten bleiben Eigentum der Stadt Wilhelmshaven.... und weiter in §14: Wahlgräber sind Grabstätten für Erdbestattungen an denen auf Antrag ein Nutzungsrecht für die Dauer von 25 Jahren verliehen wird. Der Wiedererwerb eines Nutzungsrechtes ist nur auf Antrag möglich.

Dieser Friedhof wurde 1908 durch den Friedhof Friedenstrasse auf



Oldenburger Gebiet abgelöst, denn innerhalb der Grenzen von Wilhelmshaven war dafür kein Platz mehr. In einer Informationsbroschüre der Stadt heißt es: „Besonders die Bestattungskultur hat sich inzwischen geändert. Heute werden in Wilhelmshaven 80% der Toten verbrannt, fast die Hälfte der Erdbestattungen wird anonym vollzogen.“

Also kann man sagen, dass in Wilhelmshaven die „Ewigkeit“ ca. 25 Jahre dauert.

„Ewig“ bestehen bleiben nach der Haager Konvention allen Kriegsgräber und gleichgestellte Gräber, wie etwa die Opfer des Nationalsozialismus.

Matthias Claudius schreibt:

„Der Mensch
lebt und besteht
nur eine kleine Zeit;
und alle Welt vergeht
mit einer Herrlichkeit.“

Es ist nur einer ewig
und wir
in seinen Händen“



Kurzpredigt: Frank Morgenstern

....auf ewig?

Wenn uns in unserer Volkskirche heute etwas fremd ist, dann ist es das gedenken an die Grabesruhe Christi. Der Tag zwischen Karfreitag und Ostermorgen, ist uns nicht sehr präsent. Wir brauchen ihn ganz dringend, um auf dem Markt die letzten wichtigen Dinge zu kaufen. (Oh nein beim Gemüsestand ist es wieder so rappellvoll und mein Olivenhändler kriegt den Andrang überhaupt nicht gehändelt.) Und bei den Pastoren ist es nicht viel besser, „ist die Predigt für den Ostermorgen schon fertig. Die ja, aber die für Montag.“ Der Blick für diesen Tag ist uns durchgerutscht. Obwohl vielleicht ist ja auch solch eine Geschäftigkeit klassisch für Trauersituation. Wir sind so beschäftigt mit den vielen Formalia, so dass es zum trauern nicht richtig kommt. Obwohl wenn wir die letzten drei Jahre mit den Passionspunkten durchgehen, dann stellen wir fest, die waren eigentlich immer an Todesorten: Im ersten Jahr an einem

leergewohnten Haus in der Südstadt, dann an der Südzentrale und im letzten Jahr an der Banter Ruine. Das passte schon immer, so auch heute, wenn wir uns auf dem Friedhof treffen. Aber auch die biblische Geschichte, die wir gerade gehört haben, hat genug mit unserem Leben zu tun.

Da sorgt sich ein unbekannter Mann um die Beerdigung. Bisher ist er noch nicht aufgetaucht, jetzt zum ersten Mal. Reich soll er sein. Er sorgt für eine würdige Grabstelle. Das ist schon etwas Besonderes. Etwas Besonderes, wo wir heute zunehmend erleben, dass die Entsorgungsmentalität auch bei Beerdigungen zunimmt. Weder Trauerfeier noch Redner oder Pastorin, weder Grabstelle noch Stele gibt es da oft. Vom Krankbett direkt auf das anonyme Gräberfeld, das ist längst keine Seltenheit mehr. Was man sich selber damit nimmt, stellt sich oft erst später heraus, wenn verzweifelt die Stelle gesucht wird, wo er oder sie beerdigt wurde. Die halbanonyme Lösung ist hier bestimmt gut. Das Grab für Jesus ist nicht anonym, es ist besonders, es ist von einem reichen Mann für sich selbst angelegt. Gebt dem Toten die Ehre.

Und dann sitzen die beiden Frauen vor dem Grabstein und trauern. Zu – aus – vorbei. Sie können es nicht fassen. Der Stein verschließt eine ganze Geschichte, verdeckt ein ganzes Leben. Unter jedem Grabstein liegt eine ganze Weltgeschichte heißt es, so wie damals stimmt es auch heute: Jeder Mensch ist der Mittelpunkt seines



eigenen Universums, jeder erlebt das Leben auf seine eigene, ganz persönliche Weise, und mit jedem, der stirbt, geht eine ganze Welt von Erfahrungen und Erlebnissen verloren. Unter jedem Grabstein liegt ein großer Erfahrungsschatz. Der erste Schmerz, die ersten Tränen, die erste Liebe, der erste Kuss, auch wenn sich das junge bei Alten eben oft nicht mehr vorstellen können. Das Sitzen vor dem Grab ist lebensnotwendig, um mit diesem Verlust zu leben. Wir nehmen von einer Geschichte Abschied.

Und als drittes. Die Überlegungen der Hohepriester und Pilatus passen auch zu jedem Abschied. Wie geht es jetzt weiter, was passiert, was machen wir nun oder was kann jetzt noch passieren. In der Tiefe, im Abschied gibt es auch immer den Blick nach vorne. Das kann negativ sein: ich werde das nicht schaffe.

Das kann aber auch positiv sein: wie kann ich mein Leben jetzt neu

aufbauen, was werden meine neuen Eckpunkte, was kann mir Halt geben. Auch das taucht in der Tiefe auf, wenn auch nur vorsichtig, nur langsam.

Das Schwere an unserem Glauben ist ja auch, dass wir glauben dürfen, dass Gott nicht nur einer der Sonnentage ist, sondern auch gerade der schweren Tage. Dass er in die Tiefe mitgegangen ist. Er ist da, daran glauben wir auch heute hier beim letzten Passionspunkt auf dem Friedhof am Pumpwerk am Grab von.....
Amen

